Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 85 (1976)
Heft: 8

Artikel: Licht im Dunkel
Autor: London, Jack / Hausmann, Manfred / Frisch, Max
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974670

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Licht im Dunkel

Wolfzahn

Jack London

... Es war der Anfang eines Endes in Wolfzahn – das Ende seines alten Daseins und der Beginn einer unter dem Zeichen der Zuneigung stehenden Herrschaft. Ein neues, unbegreiflich schöneres und gerechteres Leben war im Anzug. Freilich bedurfte es unendlicher Geduld und vielen Nachdenkens seitens Weedon Scotts, bis es soweit war. Und in Wolfzahn bedurfte es eines völligen Umsturzes. Allen Einflüsterungen seines Instinkts musste er wehren lernen, seine gesammelte Erfahrung verleugnen, sein bisheriges Leben als Lüge abtun.

Die von ihm geforderte Umstellung war weit grösser als die, der er sich seinerzeit zu unterwerfen hatte, als er, frisch aus der Wildnis kommend, den Grauen Biber als einen Meister und Gott akzeptierte. Damals war er ja noch ungeformter Lehm gewesen, eine weiche, nachgiebige Substanz, die sich jedem Druck der Umstände fügte. Das war natürlich heute anders. Der Druck der Verhältnisse hatte sein Werk nur zu gründlich besorgt. Sie hatten ihn zu dem streitbaren, reissenden, unversöhnlichen Wolf gestempelt, der er war, ihn zu einem Wesen geformt, das weder Liebe gab noch nahm. Eine Wiedergeburt war erforderlich, um eine so vollständige Umstellung zu erreichen – eine Wiedergeburt in fortgeschrittenem Alter, in dem die Anpassungsfähigkeit der Jugend nicht mehr bestand und sich sein harter, kantiger Charakter voll entwickelt hatte – Geist und Wille eisern geworden waren und das Verhalten festgelegten Regeln, Vorsichtsmassnahmen, Neigungen und Abneigungen unterlag.

Doch wieder war es der Zwang der Verhältnisse, der bei dieser neuen Umstellung das Verhärtete löste und ihm eine liebenswürdige Prägung verlieh. Weedon Scott übte diesen Zwang aus. Mit seiner Güte stiess er bis zu den Wurzeln der Natur Wolfzahns vor und erweckte verborgene, beinahe abgestorbene Triebe zum Leben. Zu den Dingen, die Weedon Scotts Zauberhand lebendig werden liess, gehörte allen andern voran die Liebe. Sie trat an die Stelle der Treue, Duldung und Achtung, durch die im besten Fall das Verhältnis Wolfzahns zu den Göttern bisher bestimmt worden war.

Natürlich erwachte diese Liebe nicht an einem einzigen Tag. Sie entstand aus der Duldung und entwickelte sich von diesem Ausgangspunkt aus. Anfänglich bedeutete es schon sehr viel, dass der freigelassene Wolfzahn nicht überhaupt davonlief. Es bewies, dass ihm der neue Gott besser gefiel als der alte. Anderseits musste er ja einen Gott haben, hatte er sich doch, als er der Wildnis den Rücken kehrte und vor die Füsse des Grauen Bibers kroch, um seine Strafe zu empfangen, das Siegel seiner Hörigkeit aufdrücken lassen. Dann als er nach der grossen Hungersnot ein zweites Mal aus der Wildnis zurückkam und die Fische im Lager des Indianers entgegennahm, war er zum zweitenmal, und diesmal unwiderruflich, damit gestempelt worden.

Zum Zeichen seiner Treue übernahm er erst einmal die Bewachung des Eigentums seines neuen Herrn. Nachts, wenn die Schlittenhunde schliefen, umstrich er das Haus, und der erste nächtliche Besucher hatte sich hart mit einem Knüppel zu wehren, bis Scott ihm zu Hilfe kam. Doch gelehrig, wie Wolfzahn war, lernte er bald, die rechtschaffenen Leute von den Dieben zu unterscheiden. Männer, die mit kräftigen Schritten geradewegs auf die Haustür zusteuerten, liess er in Ruhe und verfolgte sie nur so lange wachsam mit den Augen, bis sein Herr sie willkommen hiess. Aber wenn jemand auf leisen Sohlen mit spähenden Blicken auf Umwegen heranschlich, dann konnte er nicht damit rechnen, dass Wolfzahn den Willkomm seines Herrn abwartete, und solche Leute zogen sich eilig und ruhmlos zurück.

Weedon Scott hatte sich die Aufgabe gestellt, Wolfzahn reinzuwaschen oder vielmehr die Menschheit von dem an dem Hunde begangenen Verbrechen zu entsühnen. Das zu erreichen, wurde für ihn zur Gewissensfrage. Er empfand das Übel, das dem Tier durch den Menschen angetan worden war, als eine Schuld der Menschheit, die bezahlt werden musste. Deshalb gab er sich die grösste Mühe, dem Wolfshund mit Güte zu begegnen. Täglich bedachte er ihn ausgiebig mit seinen Zärtlichkeiten.

Der Hund aber empfand sie als angenehm, ja als wohltuend, und Argwohn und Feindseligkeit liessen nach. Doch von einem konnte er nicht lassen – das war das Grollen. Knurren musste er, vom Beginn der Zärtlichkeit bis zum Ende. Dennoch schwang ein Unterton mit, der neu war. Ein Fremder hätte ihn nicht wahrnehmen können; und jedem anderen als Weedon Scott wäre Wolfzahns Grollen als eine Schaustellung nervenzerreissender, furchteinflössender Wildheit erschienen. Doch Weedon Scotts Ohren waren vom Mitgefühl geschärft, und ausserdem wusste er, dass viele Jahre harten Lebenskampfes die Stimmbänder des Tieres rauh gemacht hatten, so dass sie nicht fähig waren, plötzlich sanftere Töne von sich zu geben. Dennoch, wie gesagt, hörte er aus dem scheinbar so erschreckenden Knurren den Unterton zufriedenen, weichen Brummens heraus.

Das Gefallen, das Wolfzahn an Weedon Scott empfunden hatte, vertiefte sich mit der Zeit zu Liebe. Seinem Bewusstsein fiel es nicht leicht, mit diesem neuen, unbekannten Gefühl fertigzuwerden. Es manifestierte sich in ihm zuerst als Leere – eine schmerzhafte, wie Hunger peinigende Sehnsucht, die nach Befriedigung schrie und ihn so lange rastlos machte, bis des neuen Gottes Gegenwart die Leere ausgefüllt hatte. Wenn dies geschah, dann enthüllte sich ihm das neue Gefühl als eine grosse, sein ganzes Wesen erschütternde Freude. Sah er sich aber von seinem neuen Gott getrennt, dann bemächtigte sich seiner wieder jene entsetzliche Leere, die gleich einem ungestillten Hunger in ihm nagte.

So sah der Lebensprozess aus, in dem Wolfzahn zu sich selbst fand. Trotz seiner fortgeschrittenen Jahre und der harten Schale, in die ihn sein früheres Leben gezwängt hatte, strebte sein Wesen nach Erweiterung. Seltsame Empfindungen und ungewohnte Impulse durchfluteten ihn. Neue Verhaltensregeln schrieben sich sozusagen in ihn ein. Früher hatten die Liebe zur Bequemlichkeit und die Furcht vor Schmerz sein Handeln bestimmt, indem er das eine suchte und das andere mied. Aber jetzt zwangen ihn neue Emp-

findungen, seinem Gott zuliebe Unbequemlichkeit und Schmerz auf sich zu nehmen. Statt am frühen Morgen umherzustreunen und nach Fressbarem zu suchen oder bequem mit übergeschlagener Rute an einem wettergeschützten Plätzchen zu liegen, stand er stundenlang auf den der Wetterunbill ausgesetzten Blockhausstufen, um auf das Heraustreten seines Herrn zu warten. Und wenn dieser am Abend heimkehrte, dann verliess er noch einmal das Schneeloch, das er sich zum Schlaf gerichtet hatte, um ein freundliches Grusswort und ein Kraulen der Hände entgegenzunehmen. Sogar auf Fleisch, auf kostbares Fleisch verzichtete er zugunsten einer Zärtlichkeit seines Gottes oder für die Erlaubnis, ihn begleiten zu dürfen.
Die Liebe war in seine Seele eingebrochen.

(Aus «Wolfzahn», englischer Originaltitel «White Fang»)

Zum ersten Male

Manfred Hausmann

Es muss im Jahre 1912 gewesen sein, am 23. Dezember. Wir fuhren von Göttingen bis Eichenberg mit der Bahn, ein Dutzend Jungen, die dem Alt-Wandervogel angehörten, und wateten dann durch den hohen Schnee querfeldein auf die Burgruine Hanstein zu. Noch war sie nicht in Sicht. Wir zogen über Berg und Tal, durch Wälder, durch Schluchten und an Hängen hin. Manchmal gab es kleine Raufereien, der eine und andere wurde im Schnee herumgewälzt und «gewaschen». Wenn das Gelände es erlaubte, fassten wir Tritt und sangen. Die Sonne schien matt durch den Frostrauch, der über der Erde stand. Damals hatte das Wanderwesen gerade begonnen, die Jugend zu verlocken. Jede Fahrt bedeutete ein Abenteuer. Jugendherbergen gab es noch nicht. Und wenn es sie gegeben hätte, wären wir an ihnen vorbeigegangen. Noch lag der Glanz des Neuen, ja des Unerhörten über allen Unternehmungen. Man entdeckte die Landschaft, die Freiheit, die Lieder, die Spiele, die Tänze, die Freunde, sich selbst, die Welt, alles. Ich war damals vierzehn Jahre alt und erst wenige Wochen bei der Gruppe. Wir dachten nicht viel über das Leben nach, aber wir lebten. Gerade weil wir nicht über das Leben nachdachten, lebten wir. Wir waren ein Teil des Lebens. Ich fürchte, die klugen jungen Menschen von heute würden nicht viel von uns gehalten haben. Wir von ihnen übrigens auch nicht.
Um die Abenddämmerung erreichten wir die Ruine. Und alsbald begann im Saal, den eine Balkendecke, verglaste Fenster und ein offener Kamin bewohnbar machten, eine bewegende und erregende Weihnachtsfeier. Für mich war sie deshalb so bewegend, weil fast alles, was geschah, unter dem verklärenden Zeichen des «Zum ersten Male» stand. Zum ersten Male sah ich einen Weihnachtsbaum, der keinen anderen Schmuck als einige wenige Kerzen trug und mit seinem weit ausladenden, stark duftenden Gezweig so waldhaft, so unberührt wirkte. Zum ersten Male vernahm ich die Weihnachtsgeschichte in der grossen, männlichen Sprache des Heliand-Dichters. Zum ersten Male liess die unbegreiflich süsse, von Geigen und Blockflöten umjubelte Melodie des «Susani Susani» mein Innerstes erbeben. Zum ersten Male erfuhr ich, was das ist, eine Gemeinschaft. Zum ersten Male war ich nicht mehr allein.
Und dann kam noch ein anderes, ein unvergessliches «Zum ersten Male»!
Ehe wir uns im aufgeschütteten Stroh schlafen legten, tastete ich mich die dunkle Stiege im Turm empor. Als ich oben ins Freie trat, flimmerte ein winterlich klarer Sternenhimmel über mir. Ich erkannte den Orion, den Fuhrmann, den Grossen Bären, ich erkannte Perseus, den ich vor allen anderen liebte, Andromeda, Kepheus und Kassiopeia. Zu meinen Füssen lagen die verschneiten Bergrücken und Wälder. Dort unten im Tal strömte die Werra. Jenseits erhob sich der Ludwigstein, damals noch eine unbekannte Burg. Nahebei dunkelten die Häuser des Dorfes. Unmittelbar unter mir dämmerte hinter den Fenstern des Saales ein rötlicher Kerzenschein. Dort summten und sangen die Kameraden. Und da überkam mich plötzlich ein Glücksgefühl von geradezu mystischer Tiefe. Wie traumverloren war das mattsilberne Bergland mit seinen Schatten, wie geheimnisvoll die Grenzenlosigkeit der Nacht mit den strahlenden Sternenbildern! Wie abgründig das Schweigen ringsumher! Wie liebte ich dies alles! Wie liebte ich die Welt!
Aber seltsamerweise brachte das Glück, das Übermass von Glück, keinen Frieden in meine Seele, sondern Unruhe und Traurigkeit. Es war das Glück, ohne Frage. Ich glaubte sogar zu wissen, dass ich nie wieder so glücklich sein könne wie in dieser Stunde. Und doch war es nicht genug. Es fehlte etwas. Ich zitterte vor Glück und ich zitterte gleichzeitig von Ungenügen und Sehnsucht. Eine Ahnung überkam mich, dass nichts, was ein Mensch auf Erden erlebt, imstande sei, die Ruhelosigkeit in ihm zu stillen. Auch in ihrer schönsten Schönheit war die Welt nicht vollkommen, nicht heil, nicht tröstlich im Letzten. Es gab etwas in mir, in meinem bebenden Knabenherzen, das sich über den flimmernden Glanz der Welt, über jedes Mass an irdischer Seligkeit hinaus nach einer Seligkeit und Schönheit und Wahrheit verzehrte, die ohne den Hauch von Schwermut, ohne die Gebrochenheit, ohne das Ungenügen sein sollte.
In jener Nacht auf dem Turm der Burg Hanstein erfuhr ich zum ersten Male, unbestimmt nur und jugenhaft, wie es ist, wenn ein Mensch vom Verlangen nach Gott überwältigt wird.

(Aus «Tröstliche Zeichen» Reden und Betrachtungen. S. Fischer Verlag)

Du sollst dir kein Bildnis machen

Max Frisch

Es ist bemerkenswert, dass wir gerade von dem Menschen, den wir lieben, am mindesten aussagen können, wie er sei. Wir lieben ihn einfach. Eben darin besteht ja die Liebe, das Wunderbare an der Liebe, dass sie uns in der Schwebe des Lebendigen hält, in der Bereitschaft, einem Menschen zu folgen in allen seinen möglichen Entfaltungen. Wir wissen, dass jeder Mensch, wenn man ihn liebt, sich wie verwandelt fühlt, wie entfaltet, und dass auch dem Liebenden sich alles entfaltet, das Nächste, das lange Bekannte. Vieles sieht er wie zum ersten Male. Die Liebe befreit es aus jeglichem Bildnis. Das ist das Erregende, das Abenteuerliche, das eigentlich Spannende, dass wir mit den Menschen, die wir lieben, nicht fertigwerden: weil wir sie lieben; solange wir sie lieben...
Unsere Meinung, dass wir das andere kennen, ist das Ende der Liebe, jedesmal, aber Ursache und Wirkung liegen vielleicht anders, als wir anzunehmen versucht sind: Nicht, weil wir das andere kennen, geht unsere Liebe zu Ende, sondern umgekehrt: weil unsere Liebe zu Ende geht, weil ihre Kraft sich erschöpft hat, darum ist der Mensch fertig für uns. Er muss es sein. Wir können nicht mehr! Wir künden ihm die Bereitschaft, auf weitere Verwandlungen einzugehen. Wir verweigern ihm den Anspruch alles Lebendigen, das unfassbar bleibt, und zugleich sind wir verwundert und enttäuscht, dass unser Verhältnis nicht mehr lebendig sei. «Du bist nicht», sagt der Enttäuschte oder die Enttäuschte: «wofür ich Dich gehalten habe.» Wofür hat man sich denn gehalten? Für ein Geheimnis, das der Mensch ja immerhin ist, ein erregendes Rätsel, das auszuhalten wir müde geworden sind. Und man macht sich ein Bildnis. Das ist das Lieblose, der Verrat.

(Aus «Tagebuch 1946–49». Copyright Suhrkamp Verlag, Frankfurt/M.)